

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 14

Artikel: Frühling in Lavienne
Autor: Land, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668571>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

FRÜHLING IN LAVIENNE

Alle Jahre war es so: Wenn der Frühling in die Berge zog, die winterlichen Fesseln lösend, dröhnten im Tal von Lavienna die Schmelzwässer besonders laut. Von allen Hängen niederströmend, zwang sie nach weitverzweigter Wanderung über Almen, Hochmoos und Wiesengründe die eingengte Talflucht, sich zu sammeln und mit Gewalt und Donnerröllen in eine Schlucht zu werfen, die mit bizarren Felsgebilden den Fall der Wasser tausendfach zerfurchte. Auf ihrem Grunde vollends kamen sie nach etwas sanfterem Abwärtsgleiten in ein Becken, durch das sie starke Wirbel zogen, in dessen Ausbuchtungen sie aber auch wieder still verharren. Ihr Abfluss daraus war auf dem Grunde des Felsbeckens dann nurmehr in unterirdisch dumpfem Brausen hörbar.

Das Schloss — mehr ein Kastell — des Marquis von Lavienna trug eine seiner Bastionen weit an den Schluchtenrand heran. Hochbrüstig wuchs die Quadermauer auf dem Bergsporn über jenem Wasserbecken empor, efeumrankt und kaum vom Felsen unterscheidbar. Weit vorgelehnt nur sah man von ihrer Plattform in die Tiefe.

Und alle Jahre war es so: Der Marquis bezog mit taggenauer Regelmässigkeit um diese Jahresfrist den Landsitz. Mochten die beruflichen Angelegenheiten noch so dringend sein — der Frühlingsanbruch fand ihn dort in Lavienna. Und von dem Zeitpunkt seiner Ankunft an beugte er sich an sonnenreichen Tagen, mit denen dieses Tal gesegnet war, viele Male unauffällig von jener Plattform in die Tiefe, um sein Wunder zu erblicken!

Begonnen hatte es ganz natürlich: Das erste Mal zu Gast in seinem eigenen Schlosse, das ihm durch Erbteil zugefallen war, als Landsitz nur gedacht in wildromantischer Umgebung, betrachtete er in ge-

nauer Erkundung das Gemäuer. Die Wasser rauschten laut nach erstem Tauen in den Bergen, und ihm gefielen ihr Kaskadenspiel und der Wirbelreigen auf dem Grunde. Da sah er im sonst abgeschlossenen, jedwelchem fremdem Blick entzogenen Wasserbecken ein Mädchen baden. Ein Kind noch mehr, mit wirren, langen Haaren, das eine wilde Lust darin zu finden schien, den rauhen Fluten einen Widerpart zu bieten. Den Marquis befielen Aengste und Besorgnis, das Mädchen könnte unterliegen, und fürs erste sah es sich auch an, als wäre das Kind in den Strudel gefallen. Doch da es unbekleidet war, was bei einem Unglück selten zu geschehen pflegt, ward deutlich, dass es ein wildes Bad im gleichfalls wilden Schmelzwässer nahm. Es tauchte auf und tauchte unter und lag sekundenlang im stilleren Teil des Wassers unbeweglich, um dann mit lautem Wonne-ruf, der durch das Tosen des Falles nur schwach vernehmbar war, im bewegten Wirbelwogen seine Kraft zu üben.

Der Marquis war wie verzaubert. Soviel Anmut und Natürlichkeit im furchtlosen Spiel und Kampf mit den entfesselten Gewalten schienen ihm kaum fassbar und keinem Menschenwesen zugehörig. Als das Mädchen aber, nachdem es seine Badelust befriedigt, sich inmitten des Wasserbeckens auf einen inselähnlichen Felsblock legte, um sich zu trocknen und im Sonnenschein zu räkeln, sah das wieder ganz natürlich aus wie bei jedem Menschenkinde. Auch sah er deutlich — die Entfernung war nicht gross — jede Einzelheit des ungereiften Körpers, der Arme, Füsse und des Gesichts, was alles weniger schön, als eigenwillig-kindlich war. So kam er doch zur Ueberzeugung, dass eine Zaubermacht ihr Zauberesen vollkommener ausgestattet hätte, und er freute sich an dem so ganz natürlichen Erlebnis, am Belauschen der Natur gewissermassen, wo sie sich am echtesten zeigt, was seinem romantischen Gemüt behagte. Keine Sekunde des Erlebnisses gab er dahin, ohne andere Gefühle als die der unbefangenen Betrachtung zu empfinden, und er gab auch nicht das Geheimnis der Entdeckung preis. Denn das vermeinte er zu fühlen, dass dieses Mädchen sich im Schluchtengrunde ein geheimes Abenteuer aufbewahrte, das nur ihm allein gegeben war.

Er wartete indes nicht ab, bis das Kind sein Bad beendet hatte. Es wäre ihm zu läppisch vorgekommen, unkorrekt sogar, und er vergass das Erlebnis dann auch über den Anforderungen des Tages, die ihn wieder in die Hauptstadt riefen.

Ein Jahr verging. Noch war es Zufall, dass der Marquis, ein unbeweibter Mann von etwa dreissig Jahren, einige Freunde an einem schönen Frühlingstag nach Lavienne führte. Als er ihnen die Wasserfälle zeigte, befiel ihn die Erinnerung, und er beugte sich weiter als die anderen über die sehr hohe Brüstung zu dem Becken nieder. Er hatte Mühe, Fassung zu bewahren, denn das Mädchen nahm sein Bad. Bewegte ihn das Zufallstreffen schon sehr heftig, so glaubte er an eine Täuschung, als er den jugendlichen Körper viel gereifter fand; denn Haare und Gesicht bewiesen ihm, dass es dasselbe Mädchen war. Es schien in jenem Alter, wo die Natur in kurzem Zeitraum aus Kindern Männer oder Frauen macht. Vielleicht fehlte ihm noch jene Reife, die einen verwöhnten Kenner von Frauenschönheit betören konnte, doch der Marquis, selbst ein solcher, ahnte die Vollendung schon und war abermals entzückt. Diesmal — er musste sich's gestehen — mit einem Anhauch des Verlangens.

Es gelang ihm, seine Bewegung und Beobachtung zu verbergen, bis seine Gäste der Mittagsruhe pflegten. Dann belud er seinen Diener und Vertrauten unter Schweigepflicht mit dem Auftrag, nach der Badenden zu forschen. Für den Mann war es tatsächlich eine Last, denn er durfte das Erlebnis nirgends als solches schildern, sondern musste es zu umgehen suchen und konnte so nur von ungefähr nach einem Mädchen fahnden, das in die Schlucht gegangen war. Er kam denn auch nach Stunden von der Suche im Wald und den Erkundigungen in den nahen Dörfern ergebnislos zurück. Doch anstatt, wie er befürchtet hatte, seines Herrn Zorn zu spüren, besann sich dieser anders: Erlebnis und vergebliche Suche deutete er so, dass er jenes nicht durch Nachforschungen gefährden durfte, da es sonst vielleicht nicht wiederkehrte. Höchstens dass er selbst sich darum kümmern konnte.

Er tat es auch am nächsten Tag, sobald er das Mädchen wiederum erblickte. Eine Wildfährte aufzunehmen, diente ihm als Vorwand, als er sich von seinen Gästen fort und auf den Weg zum Schluchtengrund begab. Hier musste er erkennen, dass dieser unzugänglich war. Den geheimen Pfad des Mädchens aufzuspüren, gelang ihm erst nach schwerer Kletterei und grosser Mühe. Aber wie erstaunte er, als er am Wasserbecken keine Spur des zauberhaften Wesens sah, dem er hätte in der Schlucht begegnen müssen. Er starrte in das Wasser, das in seinen stillen Winkeln durchsichtig bis

zum Grunde war, als könnte er in ihm den Zauber wiederfinden. Er fand ihn auch, unklar zuerst und je nach des Zustroms Stärke schwankend und verwischt dazwischen aber doch erkennbar: ein helles Antlitz, das mit grossen Augen zu ihm auf sah. Ihn fasste Angst, bis er die Spiegelung erkannte. So schnell er auch emporsah, er gewährte nur schwankende Aeste dort, wo sich die steile Felswand gegen einen klaren Himmel türmte. Hier nachzusteigen schien unmöglich und gefahrvoll. Und ausserdem: Die Wasserfläche spiegelte das Bild nicht wider, obwohl sie Augenblicke lang ganz still und klar zu seinen Füßen lag. Mahnten den Marquis hier fremde Mächte, das Suchen aufzugeben und an Geheimnisse, die sich nicht lösen wollten, auch weiter nicht zu rühren? Er deutete es so, und augenblicks beschloss er, dem Wunder nicht mehr nachzuspüren! Er nahm sich vor, nicht wieder von der Brüstung in den Schluchtengrund zu schauen.

Er hätte das auch lassen können, denn die Badende kam nicht wieder. Er merkte es am nächsten Tag, als er diesen letzten Vorsatz brach und doch zur ungefähren Stunde ihres Kommens und lang danach noch in die Tiefe starrte. Sie kam diesen ganzen Frühling nicht mehr, bis die Wildwasser versiegten, was nach der Schneeschmelze jedesmal geschah. Diesmal konnte er aber nicht so wie im Vorjahr das Erlebnis ganz vergessen: ein Stachel des Bedauerns blieb zurück.

Er reichte hin, ihn nächsten Frühling wieder auf das Schloss zu führen. Und er sah sein Wunder wieder! Es erschien ihm jetzt nur noch als solches und bestärkte den Entschluss, es durch kein Verfolgen zu zerstören und behutsam zu bewahren. Besser es von ferne schauen, als im Nahen zu verlieren, wo es vielleicht auch nicht so schön geblieben wäre.

Das brauchte er indes nicht zu befürchten: In diesem Frühling war das Mädchen zur Vollkommenheit gereift. Makellos erschien es auf dem Grunde, so keinen Wunsch des Bewunderers mehr offenlassend. Auch nicht den, es aufzuspüren. Sehnsucht und Verlangen dünkten den Maquis viel besser als Erfüllung, die enttäuschen konnte, wie so oft ja auch im Leben Weg und Sehnen nach dem Ziele schöner sind als dieses selbst. In der Wiederkehr des Mädchens — an Sonnentagen und solange die Wasser rauschten — sah er sich bestärkt in seinem Glauben und genoss so weiterhin unauffällig dieses Schauspiel seltener Naturverbundenheit. All die Jahre hin gleichsam als Würze

zur Erholung auf dem Schlosse, die heilsam auf ihn überströmte, ihn beseelte und ihm Kraft zu hohem Alter gab. In späten Jahren, da er ergraut und müde ward, staunte er nicht weiter, dass sein Wunder im Schluchtengrunde schön und jung sich darbot wie am ersten Tage und nicht dem Altern unterworfen schien. Denn selbst wenn er seinen Altersvorsprung zählte, musste das herrliche Wesen, war es irdisch, auch schon Spuren des Vergehens zeigen — es sei denn, der Marquis sah schon mit schwachen Augen.

Er fand es recht, seinen Tod in Lavienne zu erwarten. Es war Frühling wieder, als er kam, sehr sanft und leise, an einem Sonntag wie je. Der Marquis konnte sich nicht mehr selbst zur Tiefe neigen, der Diener und Vertraute tat es für ihn. «Ja, Herr», sagte er auf jede Frage nach dem Wunder, «sie ist da!» Dann lächelte der Greis, weit fort von allem Wünschen und Begehren. Der

Diener, der seinem Herrn ergeben war und ihn auch liebte, lächelte desgleichen. All diese Tage schon, da sie hier waren und er am Ausguck stehen musste: denn er konnte nie etwas anderes sehen als den Wasserschwall tief unten, der im Becken das Unterste nach oben wühlte. Wie sollte da ein Mensch auch, eine Frau dazu, sich halten können? Vielleicht hatte es sie einmal gegeben, damals als sein Herr ihn erstmals nach ihr zu suchen schickte, und sie war ertrunken? Sicher hatte der alte Mann all die vergangenen Jahre auch geträumt, da er sie zu gewahren glaubte.

Als der Marquis starb, ungefähr am Frühlingsende, wo, wie der Diener wusste, der Spuk auch zu Ende ging, tat er, was der Sterbende zu hoffen schien: er sprach die Wahrheit und sagte nein, die Nymphe sei verschwunden, nicht mehr da, und käme sicher niemals wieder. Ihm war, als erleichterte das den Tod des Greises.

Mark Twain

H E L F T D E N A R M E N !

In Hartford besuchte ich an einem furchtbar schwülen Sommernachmittag einen Vortrag der Inneren Mission über das Elend der armen Leute. Ein sehr gesprächiger älterer Herr schilderte in bewegten Worten die Not in den Städten, den Hunger der Arbeitslosen, die wie Ratten in den Kellern hausen, so eindringlich, dass allen Anwesenden ein eisiger Schauer über den Rücken lief. Der Prediger forderte uns alle auf, einen tiefen Griff in den Geldbeutel zu tun, denn nur entschlossenes und grosszügiges Geben könne das Elend lindern.

Jeder von uns — das spürte ich — war entschlossen, zu geben, was er nur geben konnte. Aller Augen blitzten vor lauter Hilfsbereitschaft, und ich ärgerte mich masslos darüber, dass ich nur lumpige 400 Dollars bei mir trug. Alles Geld

will ich hingeben, sagte ich mir, und ausserdem noch bei Bekannten im Saal etwas borgen, um noch mehr spenden zu können.

Während ich mir das überlegte, redete und redete der Prediger unentwegt weiter. Die Hitze im Saal wurde immer drückender, und der Mann fand kein Ende. So verging eine Stunde und noch eine Stunde, und von Stunde zu Stunde schrumpfte meine Hilfsbereitschaft zusammen. Endlich, nach einer Ewigkeit, wurde ein Klingelbeutel herumgereicht. Ich liess meine Brieftasche stecken und nahm rasch aus dem Klingelbeutel ein Zehn-Cent-Stück heraus.

Aus diesem Beispiel ist zu ersehen, wie der Mensch durch die Gedankenlosigkeit von Schwätzern immer wieder von neuem zur Sünde verleitet wird.

(Aus dem Amerikanischen von H. Beck.)